Alle gleich.

Von Feodor Göritz.

Denk' nicht, daß Du's am schlechtesten hast.
Und daß Du trägst die schwerste Last.
Weil, der da mit Dir wandert, lacht
Und so vergnügte Augen macht.

Der trägt sein Mäckchen grad' wie Du,
Nur lacht er wohl und scherzt dazu,
Denk' ja nicht, daß der sorgenfrei,
Der Dir auf Gummi fährt vorbei.

Des Sorgen sind vielleicht, Du Thor,
Zu schwer, d'rum spannt er Pferde vor.
Es kommt d'rauf an, hab's längst erwägt,
Nicht was man sondern wie man's trägt,

Hochzeitsreise.

Skizze von Hugo Wittmann.

Seit einer Minute hielt Frau Cäcilie Gattersberger das Telegramm uneröffnet in der leise bebenden Hand. Das hatte sie noch immer an sich, dieses plötzliche Angstgefühl, wenn ihr ein Telegraphenbote in's Haus kam. Jedesmal war ihr, als hätte ihn das Schicksal selber abgeschickt, um ihr eine Post zu bestellen, eine unangenehme natürlich. Aus ihrer frühesten Zeit haftete das ihr an und die sonst so kräftige, noch ganz jugendliche, seit drei Jahren verwittwete Dame, die lachend, wie der Kirschbaum seinen Frühlingsfegen, die grüne Last ihrer fünfundvierzig Jahre trug, hatte diese kleine Nervosität nie völlig überwinden können. Sie zitterte immer vor dem Unbekannten.

Endlich öffnete sie das Telegramm. Ihr Bruder Vincenz hatte es abgeschickt, Vincenz v. Moorenburg, in Firma Gattersberger, Moorenburg & Cie. Neben der Unterschrift war ein Hotel in Florenz als Adresse angegeben. Wie kam er nur dorthin? Er wollte doch nach Afrika reisen. Und richtig, in Florenz, dort mußte jetzt auch ihre Tochter sein, die sich seit drei Wochen auf der Hochzeitsreise befand. Um Gotteswillen, Blanche war am Ende krank geworden! Ihrem Gatten, dem jungen Moorenburg, etwas zugestoßen! Da stand es ja schwarz auf weiß: „Bitte, komme sofort . . ." Ihr Kind lag offenbar krank in der Fremde, der arme Richard hatte sich wahrscheinlich den Fuß gebrochen! Sie wagte kaum weiterzulesen, doch das Folgende beruhigte sie zum Glück: „Den Kindern geht es ausgezeichnet" — also wozu der Lärm, der lächerliche Schreckschuß! — „aber Differenzen weshalb Deine Anwesenheit nothwendig. Grüße." Nun war ihr alles klar. Die jungen Leute hatten den ersten Streit gehabt, Bruder Vincenz war von ungefähr dazu gekommen, und der gute alte dumme Junge hatte gleich das Klagelied vom verlorenen Paradies angestimmt. Nein, so leicht war Frau Cäcilie nicht zu erschüttern. Differenzen! Bei einem jungen Ehepaar! In solchem Falle war von jeher die liebe Natur die beste Friedensvermittlerin, und wenn's die nicht kann, wer soll's besser machen? Heute war Bridge bei der Hofräthin Bertoldi, morgen Opernpremière, übermorgen Wohlthätigkeitssitzung bei der Fürstin Irenburg, und Frau Cäcilie war keineswegs gesonnen, allen diesen Vergnügungen wegen der Laune von zwei Verliebten zu entfagen. Schon hatte sie die Feder angesetzt, um die Depesche zu beantworten: „Bedaure unendlich sehr starke Migräne schicket nähere Nachrichten . . ." Doch unterm Schreiben verschoben sich ihr die Gedanken. Vielleicht nahm sie die Sache doch zu leicht, vielleicht lauerte doch etwas Ernstes hinter diesen Unstimmigkeiten. Gott, wie lange dauert es oft, bis so zwei junge Leutchen miteinander sich vertragen lernen! Sie dachte zurück an die eigene Hochzeitsreise, da ging auch nicht alles so glatt von statten, fahrplanmäßig dem Glücke zu. Differenzen! Gerade aus solchen Kleinigkeiten erstehen oft die Keime späterer ernstlicher Zerwürfnisse. Die Stimme ihres vortrefflichen Hausfreundes, des Landesgerichtsrathes Baron Vollrath, klang ihr im Ohr, der zwischen Ernst und Scherz zu sagen pflegte: „Der Grund zur künftigen Scheidung wird immer auf der Hochzeitsreise gelegt." Sie zerriß, was sie geschrieben hatte, eilte zum Telephon, um für den Abendzug ein Schlafcoupé zu bestellen, gab ihrer ersten Zofe die nöthigen Aufträge, erledigte rasch einige Absagen, und ehe sie sich's versah, bestieg sie Abends ihren Waggon, um südwärts zu rollen.

Am andern Tag, früh Morgens, eine kleine Ueberraschung auf der Grenzstation. Aus dem Gewirr von Stimmen, die nach dem Frühstück riefen, hörte sie eine wohlbekannte heraus, die ihres Landgerichtsrathes. Da stand er auch leibhaftig. Sie rief ihn an ihr Fenster, war sehr erstaunt, ihn hier zu treffen, er noch erstaunter über ihr Erstaunen. Ohne Zweifel hatte sie der Brief, womit er ihr von seinem Frühlingsausflug Nachricht gab, vor der Abreise nicht mehr erreicht. Sie fuhr nach Florenz, er wollte nach Venedig. Sofort entschloß er sich aber, mit ihr über den Apennin zu rutschen.

„Sie kriegen mich nicht mehr los," rief er aus. „Ich hefte mich an Ihre Fersen, schöne Frau. Ich bin Ihr Führer in dem fremden Land, Ihr Diener, Ihr Schatten, Cicisbeo, cavalier servente. Ihr anderes Ich, würde ich sagen, wenn ich mich vermessen könnte, für ein so feines, elegantes Ich, wie es hier im Reisekleid vor mir sitzt, jemals einzuspringen."

Lachend sprudelte er dies alles hervor, in einem übermüthigen Lustspieltone, wie um mit einem verschwiegenen Gefühl zu tändeln, vielleicht um ein Gefühl zu verscheitern. Sie verwies ihm die Thorheit.

„Sie sind zu alt für einen Reiseroman," sagte sie mit einem freundlichen Lächeln, „und ich auch."

„Das ist der verhängnißvolle Irrthum, von dem ich Sie schlechterdings heilen möchte. Haben Sie denn keinen Spiegel, der Ihnen über die unversehrte Jugend dieser schlanken Gestalt Aufklärung gäbe? Der Ihnen sagte, daß die zarte Frische dieser Wangen etwas Unglaubliches, das goldene Vließ dieser blonden Haare ein Wunder ist, einfach ein Wunder? Wenn Sie diese Sonnenstrahlen kämmen, möchte ich . . ."

„Ihr Verstand geht durch," fiel sie ihm in's Wort und fragte ihn dann, um abzulenken, wie lange sein Urlaub diesmal dauern werde.

„Mein Urlaub!? Der hört jetzt gar nimmer auf. Du hast's erreicht Octavio! Ich habe und halte endlich jenen wohlverdienten Ruhestand, den zu ersträben ich nicht aufgehört habe, seitdem eine wohlwollende Erbtante mir zu lieb das Zeitliche gesegnet hat."

„Schon pensionirt? Dafür sind Sie wirklich zu jung."

„Jetzt bin ich wieder zu jung, vorher war ich zu alt. In Wahrheit bin ich weder das eine noch das andere. Ueber's Jahr werde ich fünfzig . . . gute Mittellage . . . die richtige Zeit, um mit wohlgeübten Organen jedwede Schönheit des Landes zu genießen."

„Sie sind ein alter Narr," sagte sie und erzählte ihm nun, weshalb sie diese plötzliche Reise unternommen. Wahrlich, zu Scherzreden, wie er sie führte, war sie wenig aufgelegt, denn die Sorge um das Glück Ihrer Tochter drückte sie. Ein Gedanke beruhigte sie freilich: seit drei Generationen heiratheten ihre Familien untereinander; immer war es ein Moorenburg, der eine Gattersberger, oder ein Gattersberger, der eine Moorenburg nahm, und von einer verunglückten Ehe wußte die Familienchronik nichts zu berichten. Durch diese ewig sich erneuernde Vetterschaft war auch das Geschäftsglück des Hauses wesentlich gefördert worden.

„In der That ein nicht uninteressanter Fall von industrieller Inzucht," meinte der Baron.

„Und deshalb hoffe ich auch diesmal auf den besten Ausgang."

„Doch Sie haben recht, die Geschichte nicht auf die leichte Achsel zu nehmen. Damit fing es ja von jeher an, mit den kleinen, nichtigen Verstimmungen. Sie öffneten dem Unfrieden die Thür, und der wuchs und wucherte im Stillen fort, bis eines schönen Morgens die Sache in meine Häude kam. Bei Gericht wurden ja die meisten Ehescheidungen mir zugewiesen, und ich kann wohl sagen, daß ich bei dieser Arbeit eine ganz nette Sammlung verbitterter, verärgerter Menschenfeelen kennen lernte, eine endlose Seufzerallee ganz eigener Art. Und wie viel sittliche Verelendung, welch ein Uebermaß von häuslichem Jammer unter meist glänzender Außenseite! Unzählige Versöhnungsversuche mußte ich von Amts wegen unternehmen, dem Hundert nach, die wenigsten glückten, aber die oft machte ich die Beobachtung, daß die Ursachen der Entzweiung auf die ersten Anfänge der Ehe zurückreichten, daß die Hochzeitsreise die Ursache dieser Ursachen war. Sie kennen ja meine Theorie: die Hochzeitsreise ist gewöhnlich der Anfang vom Ende."

„Gewiß kenne ich dieses Leitmotiv. Sie haben es aber immer in einem souverän entscheidenden Ton hingeworfen, ohne es zu begründen. Mein Gott, Hochzeitsreisen sind eine gesellschaftliche Einrichtung, also zweifellos etwas Unvollkommenes. Finden Sie aber besseren Ersatz? Er und Sie lieben sich, kriegen sich und da schickt man sie nun in die schöne Welt hinaus, damit sie, aller Sorgen ledig, fern von allen störenden Alltäglichkeiten, ihres Glückes froh werden. Dieses Glück braucht Ruhe . ."

„Die Ruhe lärmender Städte, die Ruhe des Marktes, des Menschengewühls und Straßengetümmels."

„. . . braucht Einsamkeit. . . ."

„Die Einsamkeit der Bahnhöfe, der Hotelhallen, der überfüllten Theater- und Vergnügungslokale."

„Wo immer die Zwei sein mögen, dort ist ihr Paradies. Sie tragen es mit sich."

„Ein kleines, hübsches, transportables Paradies, das sich wie ein Güterwagen auf Rädern stellen läßt, zwischen den nüchternen Wänden jeder Gasthofstube Platz findet und nach Gebrauch wieder eingepackt werden kann. Sie wissen doch, daß auch die Aerzte gegen die Hochzeitsreisen sich ausgesprochen haben, mit dem rollenden Paradies durchaus nicht einverstanden sind, es durchaus nicht zweckmäßig finden, wenn eine Braut ihr Frauenleben im Nachtexpreß beginnt. Meinerseits habe ich gegen dieses Vagabundenleben, bei welchen der Myrthenkranz unter dem Holtergepolter des geflügelten Rades zerpflückt wird, noch andere Gründe anzuführen . . ."

„Bessere schwerlich, gute gewiß nicht. Man sammelt auf solcher Fahrt Erinnerungen für's ganze Leben."

„Aber was für Erinnerungen! Ich behaupte ja nicht, daß jede dieser Reisen unglücklich ausgehen muß! In zahlreichen Fällen, den meisten vielleicht . . ."

„Aha, Sie retiriren."

„Durchaus nicht. Ich möchte nur unparteiisch bleiben und gebe daher zu, daß dieses freie Umherwandern zu Beginn einer Ehe in vielen Fällen eine Quelle der köstlichsten Freuden sein kann, und scheinbar verläuft es immerdar in eitel Wonne. Der Enttäuschte lügt sich ja gerne selber an, täuscht sich selber über seine Enttäuschung. Er hat sich den Himmel versprochen, so will er ihn auch so wie so gefunden haben. Hochzeitsreise! Das ist nun einmal eine Reise um alle erdenklichen Seligkeiten, ist und muß es sein. Das Paradies muß durchforscht, der Nord- und Südpol des Erdenglückes muß entdeckt werden. Auch auf die Gefahr hin, dabei andere Entdeckungen zu machen, die man sich und der Welt verheimlicht. Man entdeckt da zuweilen, daß ein Paradies, wo es keine verbotenen Früchte mehr gibt, aufgehört hat, ein Paradies zu sein, daß der Mann, den man über alles zu lieben glaubte, an vielen Stellen sterblich ist, daß die Frau, die man als den Inbegriff alles Wünschenswerthen ersehnte, eigentlich gar nicht zu uns paßt. Das macht: Zwei können sich sehr gerne haben und doch zur gemeinschaftlichen Reise nicht taugen. Eine solche nöthigt zum unaufhörlichen Beisammensein; auf einer Hochzeitsreise kann weder Er noch Sie über fünf Minuten Einsamkeit verfügen. Das ist das Schöne, das ist das Gefährliche an der Sache. Man geht ineinemfort nebeneinander her, sie die Gefangene des Mannes, er der Knecht seiner Frau, und diese gemeinsame Haft wirkt nicht auf alle Naturen gleichmäßig. Bei den einen festigt sie die Harmonie, bei den anderen brütet sie die Gegensätze aus. Da erwachen plötzlich Geister des Widerspruches in uns, von denen wir keine Ahnung hatten. Es rührt sich ein nörgelndes Wesen, Unzufriedenheit, Tadelsucht. Blanche und Richard, unsere lieben Kinder, ich sehe sie, vor mir. Ohne unterrichtet zu sein, kann ich Ihnen genau sagen, wie das alles gekommen ist. Er, ein vortrefflicher Geschäftsmann, durchaus tüchtiger Charakter, nicht ohne Gemüth, aber nüchtern, sie hochgebildet, etwas schwärmerisch, voll Enthusiasmus für Kunst und alle feineren Lebensgenüsse. Die zwei werden nun miteinander in die schöne Welt hinausgeschickt, sie sollen in demselben Käfig immerfort Seit' an Seite hocken. Im Anfang geht alles am Schnürchen, zwei Herzen und ein Schlag. Bald aber melden sich — wie sagt Ihr Bruder Vincenz? — die Differenzen. Mein Gott, Kleinigkeiten, kaum der Rede werth: sie möchte die neueste Oper von Leoncavallo hören, er ginge lieber in's Variété; sie findet die Umgebung von Florenz entzückend, er verschluckt mit Mühe das Wörtchen „fad": die italienische Küche schmeckt ihr ausgezeichnet, in seinem Magen brennt Heimweh nach einem vaterländischen Gullasch; zweimal hat sie ihn in die Tribuna geschleppt, damit er Raffael und Andrea del Sarto mit ihr bewundere, beim drittenmal weigert er sich, mitzugehen: er rebellirt, sie grollt, es gibt einen Auftritt, und wenn nun die Mama heute Abends nach Florenz kommt, wird ihr das Töchterlein um den Hals fallen und an ihrem Herzen weinen: Mutter, ich bin namenlos unglücklich!"

„Sie malen zu schwarz, lieber Baron."

„Vergessen Sie nicht, daß ich ein gewiegter Fachmann bin in der Beurtheilung von ehelichen Zwistigkeiten. Meine Erfahrung lehrt mich, daß es oft geradezu eine Sünde ist, so zwei arme Seelen, denen nicht einmal die Anfangsgründe des Zusammenreisens geläufig sind, verkettet der Eisenbahn zu überantworten. Zu Hause fänden sie nach allen Seiten wohlthuende Ansprache. Der Mann gehört seinem Geschäft, die Frau ihrer Häuslichkeit, zeitweilig kommen sie zusammen und haben ihre Freude an einander, um sich dann wieder in kurzer Trennung von einander auszuruhen. Der böse Geist der Langeweile lauert vergebens auf Gelegenheit, sich zwischen ihnen festzusetzen. Auf der Reise sind sie ganz in seine Macht gegeben."

„Aber —"

„Ich verstehe dieses zögernd ausgesprochen Aber, schöne Frau, und würdige es, denn ich unterschätze keineswegs das erotische Moment, das so manchem gelangweilten Pärchen zu Hilfe kommen mag. Diese Hochzeitsfahrten pflegen ja vom Reisebureau Amor & Co. veranstaltet zu werden, und die Firma weiß ihre Kunden zu führen. Heute hier, morgen dort, die Fackel brennt in einem fort. Man fährt von Stadt zu Stadt, von Kuß zu Kuß, man abenteuert von Land zu Land, von Lust zu Lust. Und doch kommt manchmal ein Augenblick, wo auch diese reizenden Zwischenspiele den bösen Geist nicht zu bannen vermögen. Ich sage Ihnen, es ist ein Paradies, für welches der Teufel den Schlüssel im Sack hat. Ach, des Lebens schönste Feier — endet auch den Lebensmai; — mit dem Gürtel, mit dem Schleier — reißt der schöne Wahn entzwei. Bitte, zu entschuldigen, daß ich den Herrn v. Schiller zitire. Es verjüngt mich nicht."

„Mestre," rief sie, „hier trennen sich unsere Wege."

„Aber ich habe Ihnen doch gesagt, Sie kriegen mich nicht los — außer wenn Sie mich ausdrücklich fortschicken. — Doch Sie thun das nicht, und das ist sehr lieb von Ihnen, theuerste Freundin, sehr lieb und sehr gescheit. Sie werden mich noch brauchen können auf dieser Reise. Denken Sie an meine hochentwickelte Virtuosität in Versöhnungskünsten."

Es war Markttag. Auf den Bahnhöfen sah man viel Landleute und städtische Kleinbürger, diese geschäftig drängelnd, jene ruhig, gelassen, der Erde sicher, auf der sie standen. Lauter Menschen, die vom Luxus der Hochzeitsreise nichts ahnten, wie der Baron merkte, nicht einmal wußten, daß ihr Land zur Brautkammer von ganz Europa geworden war.

„Seit wann macht man denn eigentlich Hochzeitsreisen?" wollte Frau Cäcilie wissen.

„Das habe ich mich auch schon gefragt, allein die Antwort ist nicht leicht. Eine Sitte läßt sich nicht datiren. Sie schleicht sich auf Filzsohlen ein und pflegt längst da zu sein, wenn man ihre Anwesenheit bemerkt. Es ist der Oelfleck, der sich unvermerkt und unaufhaltsam ausbreitet. Eine Sitte ist wie eine Mode, gerade so tyrannisch, so unduldsam gleichmacherisch. Eines soll sich plötzlich für alle schicken. Was die einen reizend kleidet, diese Tracht der Schlanken zum Beispiel, die so feinsinnig den plastischen Umriß nachfühlt und der hier anwesenden Dame." —

Sie schnitt ihm den Satz ab, beinahe ernstlich böse.

„Wenn Sie auf den Troubadour und sonstiges Rokoko nicht verzichten können," sagte sie, „so steigen Sie jetzt aus. Wir sind in Ferrara."

„Beruhigen Sie sich, schönste Frau! Ich wollte ja nur sagen, eine Sitte ist so allmächtig wie eine Mode, auch so haltbar. Denn an das Märchen von der rasch wechselnden Mode glaubt wohl heute Niemand mehr. Die Hochzeitsreisen aber sind eine unserer jüngsten Sitten, noch nicht hundertjährig, eine Frucht des 19. Jahrhunderts, offenbar im Zusammenhang mit der Entwicklung des Reisewesens gereift. Die oberen Zehntausend fingen an, die mittleren Hunderttausend folgten, und heute wünscht sich jede Greißlerstochter zum Brautkleid das neue Reisekostüm. Im 18. Jahrhundert wußte man noch nichts von der Nothwendigkeit eines Ortswechsels nach der Trauung. Erst später entstand die Hochzeitsreise. Natürlich dauerte es noch lange, bis sie zur allgemeinen Sitte wurde. Ich glaube nicht, daß dies vor den Zwanziger-, Dreißigerjahren des vorigen Säkulums geschah. Ein buntfarbenes Dokument besitzen wir in einem bekannten Bildchen von Schwind. Der hat seine Hochzeitsreise gemalt. Ein junges Paar nächtigte in einem Alpendorf. Das Postwägelchen steht zur Weiterfahrt bereit. Sie drückt sich schon in ihre Ecke, der Gatte steigt gerade ein, der Wirth schmunzelt mit der Mütze in der Hand seinen Abschiedsdank, und die alten Giebelhäuser schauen zu, die Berge gucken neugierig herein, rings schart sich alle wünschenswerthe Romantik aus biedermeier'schen Tagen, während über der Postkutsche das zierlich aus Eisen getriebene Wirthshausschild baumelt, in der That das Symbol einer neu aufgekommenen Gesellschaftsstitte. Das Bild wurde 1862 gemalt, schildert aber eine Reise aus dem Jahre 1842. Von da an erscheinen die Hochzeitsreisen in der Literatur, und man kann sie in gedruckten Briefwechseln beschrieben finden. So die Bismard's, der im Sommer 1847 heirathete, dann seine junge Ehe in unseren Bergen spazieren führte, Salzburg und das Salzkammergut besuchte, auch in Wien sich aufhielt, wo es ihm außerordentlich gefiel. Als er nach 5 Jahren wiederkam, schwelgte er in alten Wiener Erinnerungen und wollte liebgewordene Stätten wiedersehen, sogar eine Kolonnade, „wo wir zum ersten Mal etwas maulten, ich weiß nicht mehr, warum, aber gewiß durch meine Schuld." Die Frau fehlte ihm diesmal überall, ohne sie ist ihm auch Wien nicht mehr Wien, so daß er zuletzt ausruft: „'s g'fallt mer hier goar net" — wohl die einzigen österreichischen Dialektworte, die sich für die gesammelten Werke des Reichskanzlers auftreiben lassen. Meinen Sie nicht, Frau Cäcilie?"

Sie antwortet nicht: sie war sachte eingeschlafen. Er gab sich in Gedanken einen Nasenstüber: Dummer Junge, bist wieder in pedantische Schwätzerei verfallen! dann aber erfreute er sich an dem erquicklichen Bild. Eine schöne Schläferin, wie rührend! Alles Menschliche verklärt sich, alles Irdische wird ätherisch, engelhaft. Der Zug hielt, sie fuhr in die Höhe und erschrak fast vor seinen verzehrenden Blicken.

„Wo sind wir? fragte sie.

„Bologna, Stadt der Mortadellen. Sie brauchen jetzt eine Stärkung für die Florentiner Aufregungen, sehen Sie nicht schon Ihren Neffen und Schwiegersohn mit tiefvergrämtem Gesichte? Hören Sie nicht schon den Jammer Ihrer Tochter: Mama, ich bin namenlos unglücklich! Kommen Sie speisen, sich stärken!"

Doch Frau Cäcilie ließ sich nicht schrecken. Je näher die Gefahr, desto höher stieg ihr der Muth. Draußen lachte der Frühling und jenseits des Apennin war er schon voll Uebermuth. Die Oelbäume standen in in hellstem Grün, die Pfirsichröschen prangten in der Landschaft, und der Wein, wahrhaftig, auch der Wein trieb schon seine ersten Keime ans Licht, als man im Bahnhof von Florenz einfuhr, bebte ihr wohl ein wenig das Herz. Sie erblickte aber sofort die Gruppe der Ihrigen, die natürlich benachrichtigt waren: freudige, lachende Gesichter. Noch einen Augenblick, und Blanche hing jubelnd an ihrem Halse, und Richard drängte sich heran, ihr beide Hände zu küssen, und Bruder Vincenz frohlockte in seiner breiten Weise, selig über den gelungenen Scherz, das Telegramm, womit er sie herbeigelockt hatte. Daß dank dem glücklichsten aller Zufälle der Landesgerichtsrath mitgekommen, ist der Freude nicht geringen Nachdruck, denn die ganze Familie, jung und alt, war ihm auf's innigste zugethan. Frau Cäcilie triumphirte und stieß den Freund etwas spöttisch an, als wollte sie sagen: Na, wo bleibt der Jammer, die Verzweiflungs-Szene?

Den Tag beschloß ein fröhlicher Abend. Am anderen Morgen freilich, als Mutter und Tochter allein waren, fühlte Blanche das Bedürfniß, ein wenig zu beichten, und da stellte es sich heraus, daß doch nicht alles nach Wunsch klappte. Kein ernstlicher Hader, aber ewige Mißhelligkeiten. Wölkchen, die, einzeln kaum bemerkbar, gesammelt, den Himmel verdüsterten. Letzthin verlangte sie, die Tribuna zum zweitenmal zu besuchen, und da wollte er schon nicht mehr mit.

„Was, schon beim zweiten Mal?" rief die Mama.

Ja, und dann dies und das, lauter Nichtigkeiten, Differenzen. — Sie eiferte sich tief und tiefer in ihren Gram hinein, wühlte mit einiger Lust in ihren kleinen Schmerzen und warf sich zuletzt, laut weinend, der Mutter an den Hals.

„Ach, Mama, ich bin namenlos. —"

„Nein, sag' das nicht, mein liebes Kind. Du bist eine kleine Närrin, weiter nichts. Die Ehen zwischen unseren Familien sind noch immer gut ausgegangen und Du wirst nicht mit dem Gegentheil den Anfang machen."

„Es geht ja schon viel besser, seit Du da bist", meinte sie, jetzt unter Thränen lächelnd, und verschwand in ihrem Zimmer, weil sie sich in der unvollendeten Toilette vor dem eintretenden Landesgerichtsrath nicht sehen lassen wollte.

„Aha," sagte dieser, die Situation erkennend, „mir scheint, die Stunde der Geständnisse hat schon geschlagen."

Leider mußte sie zugeben, daß sie zu früh triumphirt hatte. Sie war voll Sorge.

„Diesmal muß ich vor Uebertreibung warnen," tröstete er. „Meinem Kennerauge erscheint der Fall als nicht bedenklich. Die beiden sind eben dem ewigen Alleinsein nicht gewachsen, vertragen nicht diese Zweisamkeit, die oft noch eintöniger als die Einsamkeit. Man hat sie auf die Reise geschickt, und sie brauchen die Heimath. Sie aber, theure Freundin, bringen ihnen die Heimath in die Fremde, und so ist bald alles wieder gut. Am schlimmsten war es offenbar am Tage, wo sie Vincenz mit seinem Besuche freudigst zu überraschen glaubte, und in seiner Bestürzung telegraphirte er Ihnen, was er hinterher als einen listigen Einfall deuten wollte. Im Grunde hat er das Beste gethan, was zu thun war. Den beiden konnte nur mit einem tüchtigen Schluß Heimathluft geholfen werden. O, diese Hochzeitsreisen! Ich verdamme sie, wie gesagt, nicht unbedingt, nicht in jedem Fall. Ursprünglich als Schutzmittel gegen verrohte Hochzeitsbräuche gedacht, hatten sie ihre wohlbegründete sittliche Berechtigung. Doch von diesen Bräuchen besteht heute nichts mehr, und wozu an der Wirkung festhalten, wenn die Ursache wegfiel!

Die Hochzeitsreisen sind überflüssig geworden. Dieses Ueberflüssige aber, für den einen der Himmel auf Erden, kann dem anderen geradezu schädlich werden. Alles Zusammenreisen setzt wirklich eine besondere Begabung voraus. Fürwahr, man findet leichter einen treuen Freund, die ideale Geliebte, als einen passenden Reisegefährten, als den braven Mann und guten Musikanten, der immer wohlgelaunt seinen Part mitspielt, ohne aus dem Takte zu fallen, ohne den anderen noch sich selber Zwang anzuthun. — Einen solchen Gefährten wüßte ich Ihnen, Cäcilie, einen für die ganze Lebensreise. Wie wär's wenn Sie es mit ihm probirten? Cäcilie — diese kleine Hand verschließt mein Glück, darf ich sie festhalten — darf ich?"

Blanche erschien wieder, straßenfertig. Er hatte ihr versprochen, sie in die Uffizien zu begleiten, und mit Vergnügen diente er der kunstempfänglichen jungen Freundin drei Tage hinter einander als Cicerone. Am dritten aber faßte er sich ein Herz, um sie in sein Geheimniß einzuweihen. Ihre Mama stand jetzt ziemlich allein: die Tochter verheirathet — sie selbst noch ganz jung, viel jünger als ihre Jahre, wer Mutter und Tochter zusammen sah, konnte sie, weiß Gott, für Schwestern halten — und so viel nachblühende Jugend sollte nicht genossen, dieser schöne Sommer in Einsamkeit vertrauert, statt mit einem getheilt werden, dem Frau Cäcilie schon als Mädchen über alles ging? Das Familiengesetz der Gattersberger-Moorenburg konnte doch auf diesen Fall keine Anwendung finden! — Was er der jungen Frau als Geheimniß mittheilte, war ihr natürlich längst offenkundig, und sie war auch überzeugt, daß seine Neigung im stillen erwidert wurde. Doch sie kannte ihre Mutter. Die mußte in solchen Dingen geschoben werden, überlistet, überrumpelt. Er möge sie nur machen lassen, sagte sie, ihm liebevoll zulächelnd. — Für den Abend hatte Bruder Vincenz, der Tags darauf seine Reise fortsetzen wollte, einen Abschiedsschmaus auf sein Zimmer bestellt. Beim Champagner erhob sich Blanche und rief mit ihrer hellsten Stimme:

„Es lebe das neueste Brautpaar!"

Sprachloses Erstaunen.

„Ja," fuhr sie fort, „kaum verheirathet, bin ich schon Ehestifterin geworden. Ich brauche längst einen neuen Papa, und hier sitzt er."

„Großartig!" platzte Bruder Vincenz heraus und schüttelte vor Freude seine Schwester.

Diese wollte abwehren, sich widersetzen, aber man ließ sie nicht zu Wort kommen, man überschüttete sie mit Küssen und Glückwünschen. Aus den Armen des Bruders fiel sie in die Arme der Tochter, in die Arme des Schwiegersohnes, und gerieth schließlich — wußte sie doch selbst kaum, wie — in die Arme des Freundes. Der hielt sie fest wie mit eisernen Klammern, preßte seinen Mund auf den ihren und ließ ihr zum Widerspruch nicht den leisesten Athem.

„Und wohin die Hochzeitsreise?" fragte Blanche.

„Wir sind ja mitten drin," rief der Ueberglückliche. „Ich habe sie offenbar in einem unbewußten Drange angetreten, und wir beschließen sie alle mit einander."

Ein Taschentuchhasser.

Daß Robespierre, der Ludwig XVI. zum Schafott schickte, ein unerbittlicher Feind jeder Tyrannei war, ist bekannt. In den schlimmsten Tagen der Schreckenszeit, wo ein Jeder der Freiheit sein Opfer darbrachte und selbst durch Unordnung in der Kleidung den Sturz aller gesellschaftlichen Gesetze anzudeuten pflegte, erschien Robespierre stets sauber und sorgfältig gekleidet. Aber in einem Punkte der Mode blieb er doch auch Empörer: Es wurde durch interessante Dokumente festgestellt, daß Robespierre ein unversöhnlicher Feind— des Taschentuchs gewesen ist. Sein Zorn begeisterte ihn sogar zu Versen, in denen er sich über den tyrannischen Brauch des Taschentuchtragens empört, wo die Natur doch dem Menschen großmüthig zehn Finger verliehen habe, die völlig dazu ausreichten, die Nasenkanäle in Ordnung zu erhalten. Das wunderliche Gedicht befindet sich unter den Papieren, die Peise von seinem Großvater geerbt hat und die dieser von Charlotte Robespierre, der Schwester des berühmten Schreckensmannes, erhalten hat. In den Versen heißt es:

„Der Vater der Menschen, der mit kräftigen Fingern,
Besser als wir seine Nase zart und sorgsam rieb,
Er verstand's, sie von unnützem Naß zu befreien . . ."

In den folgenden Strophen empört sich Robespierre über den bösen Genius, der der Gesellschaft seiner Zeit den Gebrauch des Taschentuchs aufgezwungen habe, das die römischen Bürger nie gekannt hätten. Wenn Rom solchen weibischen Sitten ergeben gewesen wäre, nie hätte es Könige überwunden und gebeugt. Aber trotz dieses fanatischen Zornes gegen das so nützliche Tuch hatte Robespierre am 9. Thermidor sein Taschentuch bei sich; als er sich bei seinem Selbstmordversuch die Kinnlade zerschmetterte, verband er die Wunde selbst mit einem dieser so arg von ihm geschmähten Zeichen der Corruption, die zu bekämpfen er sogar den Pegasus bestiegen hatte.

— Theatergäste. „Dein Stück ist also total ausgepfiffen worden?" — „Ja, zu allem Unglück war an jenem Tage Versammlung der Eisenbahner."

Martert.

Ein Aktler fand hier seinen Tod
Dereinst beim frühen Morgenroth,
Wär er gefahren erst bei Nacht,
Hätt er'nen Tag noch rumgebracht.

— Nach dem Theater. A.: „Ich begreife nicht, wie Sie in diesem herrlichen Stück schlafen konnten!" B. (Mentner): „Ach, die Billets hatten wir ja geschenkt gekriegt!"

— Erhat recht. „Die Römer befleißigten sich mit großer Energie jeglicher Leibesübungen. So. z. B. durchschwammen sie täglich vor dem Frühstück dreimal den Tiber . . . Warum lachen Sie, Meyer?" — „Weil ich daran denken muß, Herr Professor, wie genierlich es für die Römer sein mußte, wenn ihnen beim drittenmal einfiel, daß sich ihre Kleider am anderen Ufer befänden."

Abgekühlt.

Herr: „Theuerste Eveline, ich bitte Sie kniefällig — — —"

Dame (sanft erröthend): „Sprechen Sie ungenirt!"

Herr: „Pumpen Sie mir hundert Mark!"

— Katheberblüthe. Professor: „Kohlmeyer, Sie plappern schon wieder mit Ihrer Nachbarschaft; könnte ich Sie doch ein einziges Mal schweigen hören!"

— Vorschlag zu Güte. Bettler: „Haben der Herr Professor vielleicht eine abgelegte Hose?" — „Die hätte ich wohl; aber verschenken möchte ich sie doch nicht." — „Umtauschen auch nicht?"

Verhauen.

Student: „Hören Sie, thun Sie mir den Gefallen und pumpen Sie mir zwanzig Mark!"

Assessor: „Nee, wissen Sie, das thu' ich nicht; ich habe mit dem Wiederbekommen schlechte Erfahrungen gemacht!"

Student: „Na aber ich bitte Sie, davor sind Sie doch bei mir ganz sicher!"

— Fatal. Onkel: „Nach vieler Mühe ist es mir gelungen, die Höhe Deiner Schulden festzustellen! Kaum ist dies geschehen und die Summe mit großen Opfern beglichen, kommt wieder eine kolossale Rechnung von einem Restaurant, wo Du gekneipt hast! Das ist unerhört!" Neffe: „Aber nicht meine Schuld, lieber Onkel. Du hast eben die Rechnung ohne den Wirth gemacht!"

Poesie und . . . .

Er: „Oh, das schönste, was ich weiß, ist ein hübsches Mädchen zu küssen!"

Sie: „Dann hast Du wohl niemals Eierkuchen mit Speck gegessen?"